

Teil I

**Körperliche Veränderungen der Pubertät –
Erlebensweisen und
gesellschaftliche
Deutungsangebote**

1

**Erinnertes Erleben – Pubertät als
Zeit besonderer Verwundbarkeit,
neuer Lustmöglichkeiten und
der Auseinandersetzung mit
gesellschaftlichen Geschlechter-
konstruktionen: Carolin Emckes
autobiographisch geprägte
Schilderungen »Wie wir begehren«**

Bedeutung der körperlichen Veränderungen

Carolin Emckes Erinnerungen an die Pubertät geben ein anschauliches Bild von den Herausforderungen dieser Zeit für Jugendliche in einer westlich geprägten Kultur: die Verarbeitung der mit den körperlichen Veränderungen verbundenen Verunsicherungen und psychischen Labilisierungen, die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Geschlechterbildern und die Suche nach einem eigenen neuen Selbstverständnis und Selbstbewusstsein. Deutlich wird, dass die körperlichen Veränderungen der Pubertät eine eigene Dynamik haben, entsprechende Verarbeitungsprozesse jedoch unlösbar verknüpft sind mit gesellschaftlichen und kulturellen Bedeutungszuschreibungen, durch die die Bandbreite möglicher Entwicklungen beschnitten und adoleszentes Entfaltungspotenzial in gesellschaftlich als akzeptabel angesehene Bahnen gelenkt wird. Carolin Emcke betont dabei insbesondere die Auseinandersetzung mit der sozialen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit und der normativen Dominanz von Heterosexualität.

In den Schilderungen wird deutlich, wie einschneidend die Erfahrung der körperlichen Veränderungen der Pubertät für Jugendliche ist. Verunsicherung und Verletzlichkeit bestimmen das Lebensgefühl. Es ist eine Zeit der »Verwundbarkeit« (Emcke 2013: 120), eine Phase, in der die »eigene Welt« und »wir« (ebd.: 125) »aus den Fugen geraten« (ebd.: 124) sind:

»Wir wuchsen hinein in eine Zeit, in der die Körper ein Eigenleben entwickelten, in der wir Emotionen ausgeliefert waren, für die wir noch keine Begriffe hatten, in der uns die Lust richtungslos vor sich her trieb, ... linkisch, verwirrt über die eigene Orientierungslosigkeit, wir entdeckten gerade unseren Körper, wir entdeckten vor allem, dass er sich auf einmal nicht mehr nach unserem eigenen Körper anfühlte, weil er anders aussah, weil er sich verwandelte, weil er einen anderen Rhythmus einführte, weil er überhaupt auf einmal auftauchte, sichtbar wurde, fühlbar, das waren wir selbst, und wir spürten zugleich, dass wir uns nicht mehr kannten« (ebd.: 40).

Ob sie es wollen oder nicht ›wachsen‹ die Jugendlichen – wie durch einen externen, von ihnen nicht beeinflussbaren Impuls ausgelöst – »hinein« in eine »Zeit«, die gekennzeichnet ist durch Kontrollverlust, Ohnmacht und Selbstentfremdung. Der Körper gerät ins Zentrum der Aufmerksamkeit – er wird »sichtbar« und »fühlbar« – und entwickelt zugleich ein »Eigenleben«: Er ›verwandelt‹ sich und hat einen eigenen »Rhythmus«. Es gibt zwar ein Bewusstsein von etwas Eigenem – »das waren wir selbst« –, aber dieses Eigene ist fremd geworden: Der Körper fühlte sich »nicht mehr« nach dem »eigenen Körper« an, »wir (kannten) uns nicht mehr«. Zugleich zeigen sich neue Empfindungen – »Emotionen« und »Lust« –, die als überwältigend erlebt werden: Die Jugendlichen sind ihnen »ausgeliefert«, werden von ihnen ›getrieben‹, ohne dass es schon »Begriffe« – die Möglichkeit einer reflektierenden Bezugsnahme und damit inneren Distanzierung – für das Erleben gäbe. »Linkisch, verwirrt«, ›orientierungslos‹ – so werden die vorherrschenden Gefühle dieser Zeit gekennzeichnet.

In einer weiteren Passage geht es noch einmal um die Eigendynamik der körperlichen Veränderungen – sie geben den »Takt« vor –, neben dem Erschrecken darüber gibt es jedoch auch ›Erleichterung‹ über die jetzt sicht- und spürbar werdende Sexualität, möglicherweise Widerspiegelung einer Phase des Erlebens, die dem ersten Erschrecken folgen und in der eine neue Lustmöglichkeit erahnt werden kann.

»Wir lebten ... in Körpern, die uns den Takt vorgaben. ... Wir beobachteten die blutigen oder milchigen Flüssigkeiten, Blut oder Vaginalsäfte, Sperma oder Schweiß, die zu passenden oder unpassenden Zeiten aus uns heraustraten, wir beäugten uns selbst argwöhnisch, als seien wir jemand anders, und hofften doch auf diese Zeichen der Verfremdung, waren erschrocken und erleichtert zugleich, erschrocken, weil Schamhaare zunächst alle Nacktheit zu entstellen schienen, erleichtert, weil mit der Scham endlich auch die Sexualität ... nach außen drängte, wir ... übten zu onanieren« (ebd.: 124f.).

Die neuen Körperflüssigkeiten – ›blutige‹ und ›milchige‹, »Blut« und »Vaginalsäfte«, »Sperma« – lassen sich in ihrem Auftreten

zwar auch nicht kontrollieren – zu »passenden oder unpassenden Zeiten« treten sie »heraus« –, entsprechend »argwöhnisch« werden sie als »Zeichen« von »Verfremdung« ›beäugt‹, aber neben das ›Erschrecken‹ tritt ›Erleichterung‹: »Sexualität«, sexuelle Wünsche und Fantasien können ihren körperlichen Ausdruck finden, sexuelles Erleben, zunächst als Selbstbefriedigung, wird möglich und damit eine neue Dimension der Erfahrung und des Erlebens. »Ich wollte das Begehrten entdecken und ausleben, aber es sollte meins sein« (ebd.: 125), fasst Carolin Emcke das Vorwärtsdrängende in ihrem damaligen Erleben zusammen. Für den weiteren Verlauf der Adoleszenz werden Bewegungen des Suchens nach dem Eigenen beschrieben – »es sollte meins sein« –, die oszillieren zwischen der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen und kulturellen Mustern, die bestimmte Entwicklungsrichtungen nahe legen, und dem Aufspüren eigener, die vorgegebenen Muster erweiternder und überschreitender Lebensmöglichkeiten. Carolin Emcke setzt sich dabei insbesondere mit der gesellschaftlichen Vorgabe auseinander, dass es zwei und nur zwei Geschlechter gibt, die als einander sich ausschließende, binär entgegengesetzte konzipiert sind, sowie mit der Norm der Heterosexualität, der als Abweichung – ebenfalls auf der Basis einer binären Kodierung – Homosexualität gegenübergestellt wird.

Konfrontation mit der sozialen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit

Die körperlichen Veränderungen der Pubertät sind gesellschaftlich zugleich mit einer klaren Zuordnung zu einem und nur einem der beiden Geschlechter verbunden: Sie werden gesehen als Indikator für ein Zur-Frau- oder Zum-Mann-Werden. Entsprechende Zuordnungen haben schon vor der Pubertät eine Rolle gespielt, mit

den Veränderungen des Körpers in der Pubertät gewinnen sie jedoch eine neue Qualität: Sie werden im Leben bestimmender und schaffen eine neue Eindeutigkeit. Möglicherweise vorhandene Fantasien eines Sowohl-als-auch oder eines Dazwischen werden zerstört, körperliche Uneindeutigkeiten jenseits der vorgegebenen Binarität zum Problem. Carolin Emcke beschreibt am Beispiel einer intersexuellen Bekannten, die mit der Pubertät sowohl Brüste als auch einen Penis entwickelt hatte, die damit verbundene Ausgrenzung und soziale Ortlosigkeit.

»Ihre Pubertät ... war eine Geschichte der fortlaufenden Ausgrenzung, weil die Ambivalenz ihres Geschlechts vor allem als soziale Bedrohung wahrgenommen worden war. Eine der qualvollsten Erfahrungen ihrer Schulzeit waren ausgerechnet die Umkleidekabinen beim Schulsport gewesen: Orte der Normierung, in die sie nicht eingelassen wurde, weil sie Eindeutigkeit verlangten. Sie hatte irgendwann die Schule aufgegeben ... weil sie nicht passte in diese aufgeteilte Welt« (ebd.:20f.).

Die soziale Welt ist ›aufgeteilt‹ in zwei sich ausschließende Kategorien von Geschlecht, sie verlangt ›Eindeutigkeit‹. »Ambivalenz«, ein Dazwischen und fließende Übergänge werden als ›Bedrohung‹ wahrgenommen, entsprechend ›normiert‹, und von der Vorstellung einer ›Eindeutigkeit‹ und Ausschließlichkeit geprägt sind die sozialen Orte, die den Alltag prägen, etwa ›Umkleidekabinen beim Schulsport‹, ergänzen ließen sich zum Beispiel Toiletten. Für alle, die in die zwei Kategorien von Geschlecht passen, ist diese Zweiteilung selbstverständlich, sie erleben sie kaum als soziale Vorgabe. Für Personen, die in ›diese aufgeteilte Welt‹ ›nicht passen‹, sind sie jedoch mit Ausgrenzung und Scheitern in gesellschaftlich relevanten Institutionen – zum Beispiel der ›Schule‹ – verbunden: Sie werden in zentrale Orte, die diese Institutionen prägen, ›nicht eingelassen‹.

»Nicola führte vor, was für uns andere genauso galt: die Verordnung der Geschlechtlichkeit, die uns selbstverständlich erscheinen soll und die wir als Unhinterfragbares annehmen, weil es uns, in unseren Körpern, leichter fällt. So gleiten wir hinein in Normen wie in Kleidungsstücke, ziehen sie uns über, weil sie bereit liegen für uns« (ebd.: 21).

An einer Person, die nicht in die binären Vorgaben passt, wird die »Verordnung der Geschlechtlichkeit«, die Macht der sozialen Zuweisung, besonders deutlich, die für alle anderen »genauso« gilt. Für diejenigen, die in die Vorgaben passen, erscheint sie jedoch »selbstverständlich« und »unhinterfragbar«, sie ist wie ein »Kleidungsstück«, das bereit liegt und automatisch zu passen scheint, obwohl es »bereit« ›gelegt‹ wurde, also eine soziale Vorgabe ist.

Die normative Dominanz von Heterosexualität

Zugleich ist die Zuordnung zu einem und nur einem Pol der Dichotomie weiblich – männlich mit gesellschaftlichen Identitätszuweisungen – »Vorstellungen von Männlichkeit oder Weiblichkeit« (ebd.: 208) – und Begehrenstrukturen verbunden: bestimmten Geschlechterbildern und einer heterosexuellen Bezogenheit der Geschlechter aufeinander. Die Vielfältigkeit des Begehrens und der Identifikationsmöglichkeiten, die in der Pubertät aufscheinen, wird damit in gesellschaftlich vorgegebene Bahnen gelenkt, Entwicklungsmöglichkeiten werden beschnitten. Entsprechende Kanalisierungen schildert Carolin Emcke anschaulich am Beispiel ihrer Suche nach einem ›eigenen Begehr‹ – »es sollte meins sein«.

Die soziale Norm der heterosexuellen Bezogenheit der Geschlechter aufeinander legt für Mädchen und junge Frauen zunächst Beziehungen zu Jungen und jungen Männern nahe, auch wenn unklar ist, ob es den eigenen Wünschen und Fantasien entspricht.

»Mein erster Freund war Ben. ... Warum Ben mein erster Freund wurde war eigentlich unklar. ... Er gefiel mir, und es war nun mal die Zeit, in der wir mit jemandem befreundet sein sollten, und diese Freundschaften sollten anders sein als es bisher die Freundschaften waren. Das hatte mehr von einem Beschluss als von einem Begehr« (ebd.: 25).

Es gibt ein ›Sollen‹, eine Norm, wohl auch vertreten durch die Peergroup, etwa die Gleichaltrigen in der Schulklasse, die nahelegt, einen Freund zu haben, mit dem etwas ›anderes als bisher‹, wohl erotisches, geschehen soll. Dieses ›andere‹ ereignet sich mehr als geplante Aktion – als »Beschluss« –, denn als Ausdruck eigener Wünsche, von »Begehrten«. Die erotische Annäherung hat dann auch eher den Charakter eines Erfolgs auf dem Weg zum Erwachsenwerden denn einer erregenden Begegnung: »An meinem ersten Kuss war eigentlich das Aufregendste, dass es der erste Kuss war« (ebd.: 29).

Carolin Emcke beschreibt für sich zunächst weitere Beziehungen zu Jungen und Männern, die sie durchaus auch als befriedigend erlebt, dennoch fehlt ihr etwas und sie sucht weiter nach dem ›eigenen Begehrten‹, ein Prozess, der erschwert wird durch die soziale Norm einer heterosexuellen Bezogenheit der Geschlechter aufeinander und die Klassifikation gleichgeschlechtlichen Begehrts als Abweichung, die gesellschaftlich nicht ebenso wie Heterosexualität positiv symbolisiert ist. Sie beschreibt für sich ein »sprachloses Suchen nach dem eigenen Sehnen« (ebd.: 33), ein »Wollen ohne Begriff« (ebd.: 33).

»Wie sollten wir ausdrücken, was wir wollten, wenn es für dieses Wollen keine Begriffe, keine Bilder, keine Vorlagen gab? Das Wollen ... (kommt) in vorgefertigten Formen daher ..., die sozialen, politischen, ästhetischen Grenzen der Welt um uns herum (beschrieben) ... oft auch die Grenzen der eigenen Phantasie« (ebd.: 47f.).

Soziale »Grenzen«, »vorgefertigte« »Formen«, begrenzen auch die Ausgestaltung der ›Fantasien‹ und Wünsche, des ›Wollens‹, es gibt für sie keine sozialen Angebote – »Begriffe«, »Bilder«, »Vorlagen« –, die ihren ›Ausdruck‹, ihre Artikulation und Umsetzung in Beziehungsgestaltungen erleichtern würden.

Carolin Emcke schildert Erinnerungen an ihre Jugend in den 1970er und 1980er Jahren, einer Zeit, in der Homosexualität öffentlich wenig sichtbar und als Lebens- und Liebesweise gesellschaftlich kaum akzeptiert war. Das hat sich seit den 1990er Jah-

ren entscheidend verändert. Liebesbeziehungen unter Personen gleichen Geschlechts unterliegen kaum mehr gesellschaftlichen Tabus, homosexuell Lebende sind in der Öffentlichkeit präsent und stehen selbstbewusst zu ihrer sexuellen Orientierung und Lebensweise. Ähnliches gilt für Personen, die sich keinem der beiden Geschlechter zuordnen. Dennoch haben sich Vorbehalte gerade bei Jugendlichen erhalten, wenn es um die Möglichkeit eigener homosexueller Erfahrungen geht. Vorbehalte wirken – trotz verbaler Offenheit – weiter im Verborgenen, auf der Ebene oft kaum bewusster Schamgefühle, ausgelöst durch das Erleben einer Abweichung vom als normal Definierten – denn homosexuell orientierte Jugendliche sind weiterhin die »Anderen«, ihre Lebensweise ist nicht ebenso selbstverständlich wie die heterosexuelle. Dafür sprechen empirische Studien mit Jugendlichen (vgl. z. B. Krell/Oldemeier 2016 sowie Teil I, 5). So machen Carolin Emckes Schilderungen verborgene Prozesse der Strukturierung von Begehrensmustern durch gesellschaftliche und kulturelle Vorgaben deutlich, die für Jugendliche immer noch wirksam sind. Dabei hat die Pubertät eine besondere Bedeutung:

»Vielleicht ist das Besondere an der Pubertät, dass dort all diese Modulationen des Begehrns und der Individualität möglich scheinen, weil die Unsicherheit so groß ist, die Mehrdeutigkeit« (ebd.: 212).

Die Pubertät ist eine lebensgeschichtliche Phase, in der sich das Begehrn in allen Facetten – allen »Modulationen« – zeigt und die Bandbreite des Möglichen – seine »Unsicherheit« und »Mehrdeutigkeit« – sichtbar wird. Eine Vielfalt von Begehrensweisen deutet sich an:

»Wie sich das Begehrn entwickelt, ... sich wandeln kann, wie sich verschiedene Formen parallel zueinander verhalten können, wie in einer Person einzelne Momente ganz unterschiedlicher Formen der Lust und des Verlangens möglich sind, wie manche davon sich auch erfüllen, wie andere nur angedeutet bleiben, wie jedenfalls nicht nur eine Norm den Klang des Lebens durchgängig begleitet und bestimmt, sondern wie eine Ausgangstonart eben genau das sein kann, eine Ausgangstonart, der